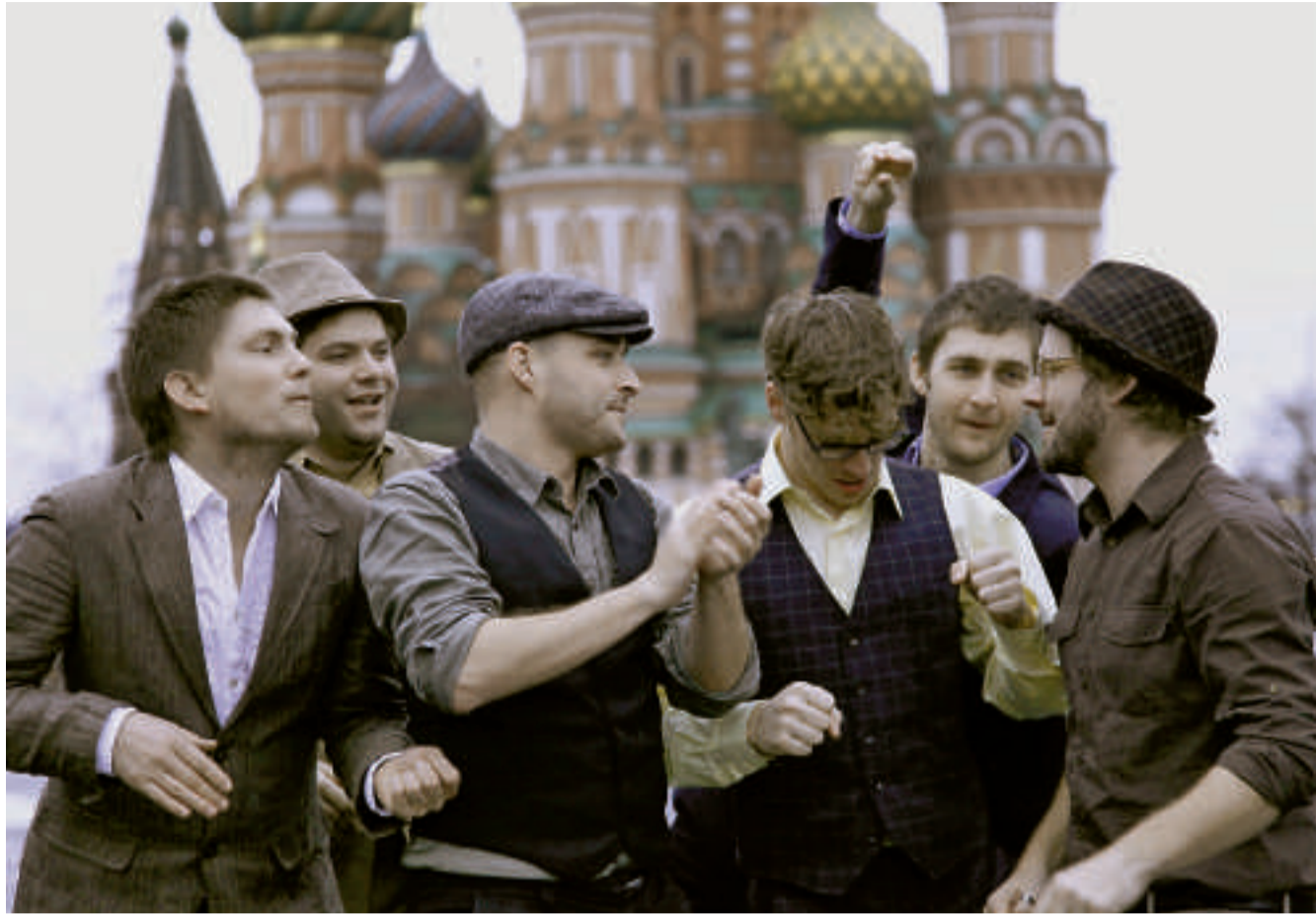


## Kultur & Gesellschaft



Das Ensemble «Hildegard lernt fliegen» um Andreas Schaerer (3. v. l.) auf dem Roten Platz in Moskau. Foto: Michelle Brun

# Hildegard fliegt nach Russland

Andreas Schaerer und sein Ensemble «Hildegard lernt fliegen» bieten das komplette Chaos - in ihrer Musik und einem Tourfilm.

Von Christoph Merki

«Das war ziemlich cool», sagt die junge Russin und schüttelt ihr kurzes, blondes Haar. In der Kunst seien die Schweizer freier als die in Schemen gefangenen Russen, erklärt sie. Ihre Landsleute spielten Rock, oder sie spielten Jazz. «Aber wir mischen nicht, und wir erfinden nicht so, wie ihr das tut.» Die Russin reagiert auf ein Konzert, das die Berner Gruppe «Hildegard lernt fliegen» in Moskau gab, im November 2010. Zu sehen ist es jetzt im Film «Tales Wander», den Michelle Brun über die Reise nach Moskau gedreht hat. Dieser Tage erscheint der Film als DVD - in einer Box zusammen mit der CD des Hildegard-Sextetts («Live in Moscow»).

In Bruns Film, in dem sich während einer Dreiviertelstunde atmosphärische Reiseszenen und Konzerteindrücke kunstvoll aneinanderreihen, geht es weder um Recherche noch um Reflexion. Brun vertraut der Kraft der Reisebilder, der Kraft der Konzertbilder, kurz, sie vertraut darauf, dass die Geschichte sich selber schreibt. So ist ein Film entstan-

den, den man gern schaut, der allerdings nicht besonders tief geht - auch nicht, was die Musik und Ästhetik von «Hildegard lernt fliegen» betrifft. Immerhin aber liefert «Tales Wander» eine bündige, stimmungsvolle Einführung zu dieser Band und gibt ihr ein internationales Setting.

**Sprachwitz, Jazzluft, Zirkus**

Seit 2005 existieren «Hildegard lernt fliegen», und die fidele Truppe zwischen Jazz und sonstigem musikalischem und theatralem Allerlei tourt mittlerweile weit über die Schweiz hinaus. Weshalb das Ensemble so spektakulär und so vergnüglich ist fürs Publikum, ist im Film zu sehen - und nachzuhören auf «Live in Moscow», dem dritten Album. In den besten Momenten hört man eine irrwitzige Musik; die Gesangs- und Sprachattacken von Andreas Schaerer werden sekundiert von Posaune, zwei Saxofonen, Kontrabass und Schlagzeug. Eine grosse, witzige Melange aus Jazz, Trash, Folklore, Klassik, Bremer Stadtmusikanten und Cabaret. Es mischt sich dadaisti-

scher Sprachwitz mit Jazzluft, Oper mit Zirkus, Frank Zappa mit Kurt Weill und Archie Shepp.

Im Film erklärt Bandgründer Andreas Schaerer seine Musik als Mischung aus in höchstem Mass exakter Musik und komplettem Chaos. Andreas Tschopp an der Posaune, Matthias Wenger und Benedikt Reising an den Saxofonen spinnen mit ihren oft exaltiert gespielten Blasinstrumenten am tumultartigen Konzept, das Schaerer vorgibt. So werden sie mit ihren Instrumenten selber zu Charakterdarstellern, zu Harlekinen. Kunterbunte, drastische Geschichten werden so erzählt: Schauer-märchen, Geister- und Spukgeschichten, Surreales, Groteskes, derbe Possen.

*Hildegard lernt fliegen: Cinéma Hildegard (DVD und CD / Unitrecords); Filmpremiere mit Konzert der Band: Donnerstag, 12. Januar, 21 Uhr, Kino Riffraff, Zürich. Weitere Filmvorführungen am Freitag, 13., und Samstag, 14. Januar. CD-Taufe: Freitag, 20. Januar, Bejazz Winterfestival, Bern.*

## Ehre ist nicht viel mehr als ein Wort

Kwame Anthony Appiah versucht, den Begriff Ehre für die Moralphilosophie zu rehabilitieren - damit scheitert der Philosoph.

Von Rudolf Walther

Die Moralphilosophie beschäftigt sich mit den Grundlagen des sittlichen Handelns. Der in Princeton lehrende Philosoph Kwame Anthony Appiah möchte nun zeigen, wie der Begriff «Ehre» moralische Revolutionen angestossen und beschleunigt hat. Unter moralischen Revolutionen versteht er zum Beispiel das Verbot des Duellierens, die Abschaffung der Sklaverei oder die Aufgabe des chinesischen Brauchs, Mädchen die Füsse zu verbinden. Diese drei historisch ganz unterschiedlich situierten Praktiken haben nach Appiah ein gemeinsames Gravitationszentrum. In allen drei Fällen spielte die Ehre eine Rolle.

Das ist nicht zu bestreiten. Aber Appiah überschätzt die (zudem sehr unterschiedliche) Rolle, welche die Ehre in diesen drei Fällen gespielt hat. Andere Motive - etwa ökonomische bei der Sklaverei - hatten bei der Einführung wie bei der Beseitigung der Bräuche ungleich grössere Bedeutung. Appiah vernachlässigt auch sträflich die Bedeutung des Rechts und die Entwicklung des Rechtsempfindens bei solchen moralischen Revolutionen. Das zeigt sich deutlich im Kapitel über «Ehrenmorde» in islamisch

geprägten Gesellschaften. Diese Morde haben mit dem Islam so wenig zu tun wie mit einer wie auch immer verstandenen Ehre. Es sind Praktiken auf der Basis asymmetrisch verteilter Rechte zwischen Männern und Frauen und nicht Ehrenkonflikte oder religiöse Normen: Was Männern an sexuellen Beziehungen ausserhalb der Ehe zugestanden wird, gereicht Frauen zur Schande. Das ist eine Ungerechtigkeit und keine Frage der Ehre.

**Den Begriff zu breit gefasst**

Nicht nur für seine drei historischen Beispiele klärt Appiah den Begriff der Ehre unbefriedigend. Sehr vieles hat für ihn irgendwie mit Ehre zu tun - von der Einzelhaft über die Bestrafung von Homosexualität, von der Massentierhaltung bis zur Armut. Appiah geht nicht auf die historisch und systematisch unterschiedlichen Funktionen ein, die Ehre in diesen komplexen Zusammenhängen hat. Ehre erscheint ihm geradezu als Teil «unserer Natur», was mit Sicherheit ins Abseits führt: Die Ehre hatte immer sozial strukturierte Ursprünge und Funktionen.

Die Soldatenehre und die Ganovenehre sind ebenso unterschiedlich angelegt und funktionieren ebenso unterschiedlich wie die Ehre der Frau im Mittelalter, im Islam oder in der europäischen Gegenwart. Statt differenzierter historischer Analysen bietet Appiah über weite Strecken nur abstrakte Allgemeinheiten («Ehre bedeutet An-

spruch auf Respekt») und fragwürdige Konstrukte wie die «kollektiven Identitäten». Darunter versteht Appiah die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen. Aber er vermag nicht überzeugend darzulegen, wie «individuelle Ehre» zum Hebel wird für so etwas Diffuses wie die «nationale» oder «kollektive Ehre»: Aus der Tatsache, dass ein britischer Dichter 1914 schrieb, «als Königin ist die Ehre zurückgekehrt auf die Erde», folgt auf jeden Fall nicht, dass britische Soldaten sich bei Kriegsbeginn über Nacht eine neue «kollektive Ehre» übergestülpt hätten.

«Ehre» und «Würde» haben durchaus noch ihre Berechtigung als Rechtsnormen - zum Beispiel in der Deklaration der Menschenrechte. Jenseits davon gleicht «Ehre» aber dem, was der heruntergekommene Ehrenmann Sir John Falstaff (im Libretto Arrigo Boitos zu Verdis Oper «Falstaff») über sie sagt: «Die Ehre ist kein Wunderarzt. Also was? Ein Wort. Was steckt in diesem Wort? Ein Lufthauch, der verweht. Ein schöner Humbug! Ein Toter, kann der Ehre fühlen? Nein. Lebt bei Lebenden sie nur? Auch das nicht. Denn zu Unrecht bläht Schmeicheleien sie auf, verführt der Hochmut sie, verpestet sie Verleumdung. Ich brauche keine Ehre!»

*Kwame Anthony Appiah: Eine Frage der Ehre oder Wie es zu moralischen Revolutionen kommt. Aus dem Englischen von Michael Bischoff. Verlag C. H. Beck, München 2011. 270 S., ca. 38 Fr.*

## Schwarzweisse Wirklichkeiten

Muss Othello von einem Schwarzen gespielt werden? Ist schwarze Schminke auf weisser Haut rassistisch? Ein deutscher Theaterstreit. Von Alexandra Kedves

Wirklichkeit ist altmodisch. Längst gibt es nur noch «deine», «meine», «viele». Nur am Theater ist man schon weiter - bei der viel zitierten Authentizität nämlich. Da bringt man echte Hühner auf die Bühne, echte Arbeitslose, echte Kranke, echte Neonazis. Aber was ist, wenn man keine echten Schwarzen findet?

Genau darum gehts in dem Streit, der zurzeit durchs Internet und das deutsche Feuilleton tobt. Das kleine Berliner Schlossparktheater, das 2008 von Didi Hallervorden übernommen wurde, setzte für den 7. Januar die Premiere von Herb Gardners Broadway-Hit «Ich bin nicht Rappaport» (1984) an. Die Protagonisten sind ein (weisser) Jude und ein Afroamerikaner. Letzterer wurde in Berlin - wie es Usus ist - mit einem Weissen besetzt, mit Joachim Bliese; den jüdischen alten Herrn spielt Hallervorden selbst. Bereits vor der Premiere kam es zu einer wilden Kampagne im Internet: «Da muss man aufstehen und Widerstand leisten!», ruft einer der selbst ernannten

«Würderetter» aus. Es ist vor allem die Praxis des Schwarzschilderns, des «Blackface-Theaters», das die Leute auf die Palme bringt, weil es an die rassistischen Minstrel-Shows erinnert.

Tatsächlich musste das Deutsche Theater in Berlin die «Clybourne Park»-Inszenierung von Neumarkt-Co-Chef Rafael Sanchez, die für den 22. Januar geplant war, absetzen, weil der US-Autor Bruce Norris auf schwarzen Hauptdarstellern bestand: «Das konnte und wollte ich nicht», sagte Sanchez im «Spiegel». Hallervorden konnte auch nicht; und der Verlag habe verboten, dass ein Weisser die Rolle ohne schwarze Schminke spiele. Also wird munter weiter gestritten, von der FAZ («internetschlamm-lawinengesteuerter Vorwurf») bis zum «Tagesspiegel» («Die Geschichte des Rassismus wird fortgesetzt, wenn man weisse Schauspieler schwarz schminkt - auch wenn sie den Charakter nicht ausdrücklich minderwertig darstellen», meint dort die schwarze Schauspielerin Lara-Sophie Milagro).

Hallervorden fragt: «Darf Hallervorden einen Juden spielen, obwohl er kein Jude ist?» Und wir fragen umgekehrt: Warum fehlen die schwarzen Schauspieler und Sänger in unseren Theater- und Opernensembles? Theater ist dann authentisch, wenn es - spielt. Gut spielt. Egal ob mit oder ohne Schminke.

### Nachrichten

Klassik

**Der Bassbariton Thomas Quasthoff tritt ab**

Der Bassbariton Thomas Quasthoff beendet mit 52 Jahren aus gesundheitlichen Gründen seine lange, grosse Karriere; in letzter Zeit musste er wegen Kehlkopfentzündungen zahlreiche Auftritte absagen. Unterrichten wird er allerdings weiterhin. Quasthoff, der mit einer Conterganschädigung geboren wurde, gehört zu den bedeutendsten Liedsängern der Gegenwart - und zu den meistdekorierten. Unter anderem erhielt er vier Grammys. (SDA)

Kunst

**Das Beyeler-Museum erhält höhere Staatsbeiträge**

Die Fondation Beyeler erhält vom Kanton Basel-Stadt 2012 bis 2015 jährlich knapp 2 Millionen Franken; das sind 100 000 Franken mehr als bisher. Der Grosse Rat hat gestern die Erhöhung abgelehnt und einen SVP-Antrag auf Beibehaltung der bisherigen Summe abgelehnt. Die Beyeler-Subvention wird so erstmals seit 1997 erhöht; das Museum selber hatte zur Deckung der erwarteten Defizite knapp 1,3 Millionen Franken mehr gewünscht. (SDA)

Anzeige